

Rückkehr ins Paradies

Rainer Hackel

Rückkehr ins Paradies

Geschichten aus Ghana

Verlag Traugott Bautz GmbH

Bildnachweis: Privatarchiv des Autors
Umschlagfoto: Foto-Studio Hermann, Bad Nauheim

Lektorat: Alexander Martin Pflieger
Satz & Layout: Elke Flatau - Lektorat Kopfnote

Impressum

Die Deutsche Bibliothek - CIP Einheitsaufnahme

Hackel, Rainer
Rückkehr ins Paradies
Geschichten aus Ghana

Verlag Traugott Bautz GmbH Nordhausen 2016

ISBN 978-3-95948-187-8

© by Traugott Bautz GmbH

Herman Lohausen gewidmet

Inhalt

Der Pastor, Gudi und der Kellner	9
Die Krankschreibung.....	26
Pokus Paradies	43

Der Pastor, Gudi und der Kellner

Wer Bücher schreibt, und seien sie noch so unscheinbar, übernimmt Verantwortung. Das wurde mir klar, als mir eine meiner Schülerinnen freudestrahlend, aber auch ein wenig verschämt mitteilte, daß sie nach dem Abitur in Ghana ein halbes soziales Jahr absolvieren werde. Ich hatte meine beiden Büchlein über Ghana flächendeckend als Schullektüre eingeführt. Jetzt fuhr mir der Schreck in die Glieder – was hatte ich da angerichtet?! Aber offenbar lag ich mit meinen Berichten und Geschichten nicht ganz daneben, denn Catherina schrieb mir, sie sei froh, in Ghana zu leben und könne meine Liebe zu dem Land verstehen.

Seit dem letztem Jahr schien sich wenig verändert zu haben: Noch immer wurden die Einreisenden von Ebola-Kameras gescannt, obwohl die Seuche doch inzwischen erfolgreich bekämpft worden war, und wieder reihten wir uns vor der Paßkontrolle in eine lange Schlange mit verblüffend häßlichen Engländerinnen ein.

Vor jeder Reise nach Ghana erhebt sich die Frage, wo wir in Accra übernachten, denn am späten Abend fliegt keine Maschine mehr nach Kumasi, und auf das Abenteuer einer fünfstündigen nächtlichen Busfahrt wollen wir uns lieber nicht einlassen. Entweder ziehen wir uns in eines der recht teuren Hotels zurück, oder wir treiben einen Bekannten auf, bei dem wir für ein kleines Mitbringsel unterkommen. So hatte Agnes einige Tage vor unserer Abreise mit einem der unzähligen Pfarrer telefoniert, mit denen sie in Kontakt steht, und Mark hatte uns eine Bleibe in Ofankor, einem Stadtteil von Accra, angeboten.

Ohne behelligt zu werden, passierten wir die Gepäckkontrolle und traten ins Freie – da lag Agnes auch schon dem Pastor in den Armen. Beherzt nahm sich der Geistliche unserer sechs Koffer an und steuerte den Gepäckwagen zu seinem in die Jahre gekommenen Mercedes. Und obwohl sich rätselhafterweise ein leerer Koffer in seinem Kofferraum befand, gelang es Mark, alle unsere schweren Koffer zu verstauen.

Bei heruntergelassenen Scheiben genossen wir die laue nächtliche Luft; an einer Tankstelle deckten wir uns mit Brot und

Margarine für das Frühstück ein. Die Fahrt mit dem wortkargen Pastor am Steuer zog sich hin; hinter Achimota wurden die Straßen immer dunkler und verlassener. Als wir schließlich auf einen unbefestigten und reichlich holprigen Weg abbogen, wurde es Agnes mulmig, erwies sich Ofankor doch eher als Dorf denn als Stadtteil der mondänen Hauptstadt. Wir kamen an einem spärlich erleuchteten Bretterschlag vorbei, einem sogenannten Spot, in dem sich ein paar Männer bei lauter Musik, Bier und Schnaps ihre Langeweile vertrieben. Wenige Schritte weiter parkte der Pfarrer den Mercedes unter zwei Palmen, die ihm als Garage dienten – wir waren angekommen.

Bei dem Reihengebäude handelte es sich offenbar um das Haus des Pfarrers, dessen Frau in England lebte. Die schmale Terrasse war als Küche eingerichtet; im Wohnzimmer befanden sich eine Couch und zwei Sessel, ein Fernseher und ein Tisch. An den Wänden große kitschige Bilder von Jesus, die schief hingen. Im Schlafzimmer, das uns Mark zur Verfügung stellte, standen ein Doppelbett und ein Schrank. Hinter einem Vorhang befand sich das enge Bad mit Toilette und Dusche. Fließendes Wasser gab es

offensichtlich nicht, denn neben der Dusche stand ein großer Kübel mit Wasser. Es waren ärmliche Verhältnisse für uns verwöhnte Europäer, und Agnes flüsterte mir zu, daß wir morgen im *Gye Nyame Hotel* übernachten sollten, das im Stadtzentrum von Accra liegt. Sie störte sich weniger an dem ärmlichen Ambiente als an der abliegenden Gegend und dem Umstand, daß sich vor der Haustür kein Eisengitter befand. Agnes hatte Angst. Schließlich hatte ihr Sister Abena in Frankfurt 5000 Euro ausgehändigt, die sie morgen übergeben wollte. Daß der Pastor sich die Nacht auf dem Sofa im Wohnzimmer um die Ohren schlagen würde, vermochte sie nicht zu beruhigen, erweckte der introvertierte Gottesmann doch kaum den Eindruck, uns bewaffnete Räuber vom Hals halten zu können. Da ich mir beim besten Willen nicht vorstellen konnte, daß irgendwelche kriminelle Energie, sollte sie denn in dieser Gegend überhaupt vorhanden sein, auf uns aufmerksam geworden war, blieb ich gelassen. Und in der Tat überstanden wir die Nacht unbehelligt.

Früh am Morgen – in Ghana beginnt der Tag schon zwischen fünf und sechs Uhr – vertrat ich mir vor dem Haus etwas die Fü-

ße. Eine ärmliche Gegend in einer hügeligen Landschaft. Bauruinen, wie man sie in Ghana überall sieht, unbefestigte Wege und Straßen. Vor dem Haus ein kleiner, aus Holzbrettern gezimmerter Laden, vor dem sich Kunden zum Plausch eingefunden hatten. Bei unseren Nachbarn eine Szene, die mich erheiterte: Die vor der Haustür stehende Frau befahl ihrer verängstigten dreijährigen Tochter, die etwas angestellt haben mußte, zu ihr zu kommen. Doch weil es Schläge befürchtete, traute sich das Mädchen nicht in die Nähe der Mutter. Da fiel der Blick von Mutter und Tochter auf den weißen Mann, dessen plötzliches Erscheinen ihnen wie eine Fata Morgana vorkommen mußte und sie in ihrem Streit für einen Augenblick innehalten ließ, wobei schwer zu entscheiden war, wer dem Mädchen nun mehr Angst einflößte – der weiße Mann oder die Mutter.

Nachdem der Pastor mit liebevoller Hingabe, am Ende aber erfolglos versucht hatte, unsere Mobiltelefone zu aktivieren, verstaut er unsere schweren Koffer wieder in seinem Mercedes, und ohne gefrühstückt zu haben, fuhren wir nach La Paz, einem Stadtteil von Accra, wo vor dem *Abrantie-Club* die Geldübergabe stattfinden sollte. Ein Gospel-

sänger mit sonorer Stimme unterhielt Passanten und Autofahrer mit beliebten Songs, die durch einen riesigen, von einem Generator mit Strom versorgten Lautsprecher verstärkt wurden und mit dem Verkehrslärm erfolgreich konkurrierten. Nach wenigen Minuten stellte sich Sister Abenas Verbindungsmann ein, der gut gelaunt das Geld in Empfang nahm.

Ganz in der Nähe befand sich *Ashanti Home Touch*, ein bekanntes Lokal, in das wir vor fünf Jahren mit Monika und Raimund eingekehrt waren. Auch jetzt wieder trieb uns der Hunger die schmale Treppe zum Restaurant hinauf, das leer war. Und Agnes, die voller Zuversicht geglaubt hatte, hier ein opulentes Frühstück serviert zu bekommen, wurde von dem Kellner eines besseren belehrt: Es gab nämlich überhaupt kein Frühstück. Nun muß man wissen, daß es nur wenige Ghanaer gibt, die frühstücken. Die meisten haben für dünne ToastbrotscHEIBEN, Orangenmarmelade und Omelette nur Verachtung übrig und schlagen sich die Bäuche lieber gleich mit Fufu und Banku voll.

Unsere letzte Hoffnung – nicht nur im Hinblick auf das Frühstück – war nun das

Gye Nyame Hotel im Stadtteil Asylum Down. Unser Geistlicher, der in Kumasi zu Hause war und erst vor einem Jahr eine Gemeinde in Accra gegründet hatte, erwies sich in der unübersichtlichen Hauptstadt genauso hilflos wie wir, zumal er alle zwei Minuten von Anrufen seiner Gemeindemitglieder abgelenkt wurde, die er mit Gebeten zu beruhigen hatte. An jeder Straßenecke erkundigte er sich nach dem Weg, wendete den schwerfälligen Mercedes und fuhr schließlich im Kreis. In unserer Not baten wir einen Taxifahrer, uns in Schlepptau zu nehmen, wobei sich herausstellte, daß wir nur einen Katzensprung vom Hotel entfernt waren.

In das *Gye Nyame Hotel* in der Mango Tree Avenue kehren wir schon seit zwanzig Jahren ein. Es ist ein kleines, geschmackvoll eingerichtetes und gepflegtes Hotel, in dem das Doppelzimmer siebzig Euro kostet – immerhin der Monatslohn einer Kindergärtnerin in Accra. Vor dem Eingang stehen Blumenkübel Spalier und zur Straße hin breitet ein Baum sein Blätterdach aus, unter dem Gäste ihre Wagen parken können. Im Vorgarten fällt der Blick auf die Plastik einer bezaubernden jungen Frau, die einen Krug auf dem Kopf balanciert. Nachdem wir un-

ser Zimmer in Beschlag genommen hatten, begaben wir uns ins Restaurant und bestellten besagte dünne ToastbrotscHEiben, Orangenmarmelade und Omelette zum Frühstück, das uns eine zierliche Kellnerin servierte.

Natürlich hatte ich ein gutes Kilo der gerade erschienenen englischen Übersetzung von »Stromausfall im Paradies« in einem Koffer verstaut und versuchte nun mein Glück als Vertreter in eigener Sache. Agnes bat »ihre Tochter«, gemeint war die junge Kellnerin, die Managerin des Hotels zu fragen, ob sie einen Augenblick für uns erübrigen könne. Die Dame des Hauses ließ sich Zeit, aber schließlich erschien an unserem Tisch eine elegant frisierte Frau Ende dreißig in einem vornehmen grauen Blazer, deren würdevolle Erscheinung mir die Sprache verschlug. So ergriff Agnes das Wort, bat die Managerin Platz zu nehmen und präsentierte ihr mein Büchlein, für das sie reges Interesse zeigte. Schon der Umschlag mit dem ghanaischen Stoffmuster nahm sie für den Band ein. Gerne wolle sie das Buch an der Rezeption zum Kauf anbieten. Und am nächsten Tag sah ich sie mit dem »Stromausfall« in der Hand in den hauseigenen Bus

einsteigen – sie sei auf dem Weg zu einem befreundeten Hotelmanager, dem sie das Buch empfehlen wolle.

Wenn man, wie wir Europäer, aus einer Welt ohne Würde nach Ghana kommt, glaubt man, in einen Traum einzutauchen: Die Schönheit, der Stolz und die Freundlichkeit der Menschen können nicht von dieser Welt sein. Und so hatte ich auch im zurückliegenden Jahr zuweilen die Befürchtung gehegt, daß Ghana inzwischen versunken sei wie einst das sagenumwobene Atlantis. Ein Strohalm, an den ich mich geklammert hatte, war der Film »Adopted« von Gudrun Widlok und Rouven Rech gewesen, mit denen ich Kontakt aufgenommen hatte. Ich hatte herausgefunden, daß die Regisseurin seit vier Jahren in Accra lebt und Leiterin der Bibliothek des Goethe-Instituts ist. Wohlwissend, daß in Ghana immer etwas dazwischen kommen kann, hatten wir uns mutig für heute um 13 Uhr im Restaurant des Goethe-Instituts zum Mittagessen verabredet. Offenbar hatte Gudi an den Vorurteilen über Afrika und der Arroganz der westlichen Welt gegenüber dem schwarzen Kontinent gelitten und wollte den Spieß einmal umdrehen: Nicht Afrika sollte auf die

Entwicklungshilfe Europas angewiesen sein, sondern umgekehrt: Ghanaische Familien boten einsamen und unglücklichen Europäern eine »Adoption« an. Mehr als zweihundert Interessenten hatten sich gemeldet, unter denen sich auch die drei Protagonisten des Films befanden. Thelma, Ludger und Gisela unterscheiden sich nicht nur durch ihr Alter und ihre Lebensgeschichte voneinander, sondern sie haben auch unterschiedliche Erwartungen an ihr Leben in Ghana. Während Thelma, eine junge Isländerin, die in Berlin studiert, sich der Hoffnung hingibt, in Ghana mit Menschen zusammenzuleben, die ihr gleichen – eine trügerische Hoffnung, wie sich rasch herausstellt –, glaubt die 73jährige pensionierte Lehrerin Gisela, in Ghana das reglementierte Leben in Deutschland, das sie verabscheut, hinter sich lassen zu können, was sich ebenfalls als Trugschluß entpuppt. Beide Frauen scheitern an Ghana und an sich selbst, weil sie sich dem andersartigen Leben nicht zu öffnen vermögen. Voller Enttäuschungen kehren sie nach Deutschland zurück. Allein Ludger gelingt es, in seiner neuen Familie Fuß zu fassen und in Ghana ein neues Leben zu beginnen. Ludger ist Mitte dreißig und Schauspieler

von Beruf. Obwohl es ihm in Deutschland finanziell gut geht, ist sein Leiden am Leben in der Bundesrepublik so groß, daß er sich entschließt, nach Ghana auszuwandern. Während Thelma und Gisela in einer Beobachterperspektive verharren und an ihrem europäisch geprägten Weltbild festhalten, nimmt Ludger am alltäglichen Leben in Ghana teil: Er schreibt mit Portia, der Tochter seines »Adoptivvaters«, ein Theaterstück für die Schule, und er eröffnet einen kleinen Laden, wo er Wasser verkauft. Er sei in die fremde Welt eingetaucht, um wieder aufzutauchen, sagt er am Ende des Films. Und wenn er das Leben in Ghana mit dem in Deutschland vergleicht, so decken sich seine Erfahrungen mit meinen eigenen. In Ghana sei die Welt so, wie sie wirklich ist: »Nichts ist versteckt, alles ist da: der Tod, der Dreck, das Laute, das Schreckliche neben dem Schönen.« In Deutschland dagegen werde alles Negative unterdrückt. Wenn es laut wird, komme die Polizei; Graffitis würden als Schmutz empfunden und entfernt. Das Nebeneinander des Schönen und des Hässlichen in Ghana empfindet Ludger als Befreiung von der Verlogenheit des Lebens in Deutschland. Und daß das Abstoßende ein

Bestandteil des Lebens sei, mache die Ehrlichkeit und Schönheit des Lebens in Ghana aus.

Das verlogene Make up der westlichen Konsumgesellschaften, von denen wir uns ohne zu murren zu »Verbrauchern« degradieren lassen, findet man in Ghana lediglich in der von global agierenden Firmen inszenierten Werbung, selten aber im alltäglichen Leben. Das gilt nicht nur für die bunten Märkte mit ihren unzähligen Ständen, an denen man Tomaten erstehen kann, die tatsächlich noch nach Tomaten schmecken, oder wo frisches dunkelrotes Rindfleisch feilgeboten wird, das nicht durch Sauerstoff aufgehellt wurde, wie es bei uns der Fall ist. Es gilt aber auch für Läden, zum Beispiel für Bäcker, die es auch in Ghana gibt. Betritt man in Deutschland eine Bäckerei, so glitzert und funkelt das einheitliche Design der Ladenkette, und man ist nachgerade geblendet von der Fülle der verlockend präsentierten Backwaren. Die Verkäuferinnen hinter der glänzenden Glastheke bedienen den Kunden mit geschulter Höflichkeit, so daß man sich über jeden Anfall von Müdigkeit freut, in dem sich etwas allzu Menschliches zu erkennen gibt.



Die kleine Agnes

Wie anders war es doch in Ghana! Entweder kauften wir Brot an einem Stand am Straßenrand, wo mir eine junge Verkäuferin ein Lächeln schenkte, das ich nicht vergessen werde. Oder aber ich unternahm morgens mit der kleinen Agnes einen Spaziergang zu *Chop better*, einer bekannten Bäckerei in Atimatim. Doch nichts wies darauf hin, daß sich hier ein Geschäft befand – weder gab es ein Ladenlokal noch ein Schild. Wir betraten einen mit Wellblech überdachten Gang, der sich zwischen zwei Häusern befand. Mit verhaltener Stimme fragte uns die Bäckerin nach unseren Wünschen und sagte uns, daß heute drei Brotsorten gebacken würden: Butterbred, Teabred und

Sugarbred. Da wir uns für Butterbred entschieden, bat sie uns in ihrer stillen Art, auf einer Holzbank Platz zu nehmen – das Brot sei in wenigen Augenblicken ausgebacken. Gegenüber war der Eingang zu ihrem Haus, wo sich hinter einem Vorhang die kleine Küche befand. Kinder, die auf dem Gang spielten, sahen mich mit erstaunten Augen an. Im unteren Bereich des leicht abschüssigen Ganges befanden sich zwei große Backöfen aus Stein, die mit Holz geheizt wurden. Junge Frauen balancierten auf ihren Köpfen große Laden aus Holz für die fertigen Brote. Fliegende Händlerinnen stellten sich ein und warteten ebenfalls auf die Brote, mit denen sie in Atimatim von Haus zu Haus gehen würden, um sie feilzubieten. In der familiären Atmosphäre der Bäckerei wurde mir die Zeit nicht lang – und da waren die Brote auch schon fertig.

Kehren wir aber nach Accra zurück, wo wir uns um 12 Uhr auf den Weg zum Goethe-Institut begaben. Auch jetzt wieder erschien es uns ratsam, einen Taxifahrer anzuheuern, um uns zu Gudi zu lotsen. Das Goethe-Institut macht eher den Eindruck einer herrschaftlichen Villa als eines Bürogebäudes. Und anders als die Deutsche Bot-